

11

1901

Illustriertes Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Einer von beiden.

Roman von M. von Buch.

(Fortsetzung.)

„Sagen Sie einmal, Fräulein Minna, wer war denn der Diener in grauer Livree, den ich vorhin ums Haus schleichen sah?" fragte er. „Etwa ein postillon d'amour, der Ihnen ein rosa Briefchen zu überreichen hatte?"

„Leider nein," lachte sie, „der Grauuniformierte kam nicht meinetwegen. Durch ein Naturgesetz, ich weiß jedoch nicht, welches, sollen sich Bursche und Köchin unwiderstehlich anziehen, und ich bin jetzt fast versucht, es zu glauben. Wenn nämlich der junge Graf Steinbeck bei Förster Willerts wohnt, besucht der Herr Fritz regelmäßig unsere Köchin.

Auch heute hat er also seine Aufwartung bereits gemacht."

„So weilt der Graf auf seiner Besitzung?"

„Jawohl, schon seit einigen Tagen, zur Jagd."

Als Fräulein Minna aus der Thür ging, schaute ihr der junge Mann nachdenklich nach.

„Sperre nur die Augen auf, Ernst Werner, es giebt noch genug hübsche Mädchen auf der Welt," murmelte er, ehe er sich in die Zeitung vertiefte, die vor ihm auf dem Tische lag.

Plötzlich fuhr er fast erschreckt auf. Da vor ihm stand schwarz auf Weiß, daß Graf Leo Steinbeck allen Verwandten und Freunden seine Verlobung mit Wilhelmine von Hohenstein anzuzeigen sich beehrte.

Wilhelmine von Hohenstein hieß Leos Braut!

So wäre also das Verhältnis mit dem Mädchen, das er — Ernst — liebte, so lange er denken konnte, für den jungen Grafen in der That nichts weiter gewesen, als ein Zeitvertreib für müßige Stunden! Und er hatte sie geliebt mit allen Fasern seines Herzens, hatte ihr entsagt, weil ein anderer ihrer begehrte, ein anderer, dem sie weiter nichts als ein Spielzeug gewesen war. O, Schmach und Schande!

Ihm pochte das Herz, das Blut sauste und brauste ihm vor den Ohren, und vor seinen Augen tanzten rote Feuerfunken auf und ab. Er sprang auf, das Blatt fiel zu Boden. Leo, Leo und immer wieder Leo!

Er riß das Fenster auf. Die kühle Luft strich besänftigend um die erhitzte Stirn; er ward etwas ruhiger.

Plötzlich gab er Befehl, sein Pferd zu satteln. Ihm war eingefallen, daß Leo in seiner Nähe weilte.

Und als er das feurige Tier unter sich fühlte, stieß er ihm die Sporen in die Weichen, daß es kerzengerade in die Höhe stieg und dann wie ein Pfeil mit dem Reiter davonflog.

Ernst aber, dessen Schenkel und Hände eisernen Klammern glichen, zügelte mit wenig Anstrengung das unbändige Tier.

„So, Leo Steinbeck, so, nun wollen wir beide einmal Abrechnung halten!" knirschte er zwischen den Zähnen.

Im Forsthause angelangt, hörte er, daß Leo auf die Jagd gegangen sei, worauf er im Zimmer der Försterin wartete.

Frau Willert, die wahrscheinlich glaubte, ihn unterhalten zu müssen, sprach sich sehr befriedigt über die reiche Partie aus, die der junge Graf machen werde, meinte, es sei auch für die Steinbeck'schen Verhältnisse die höchste Zeit gewesen, und erzählte, daß der junge Herr vorgestern als frischgebackener Bräutigam von Lestwitz angekommen sei, jedoch schon in den nächsten Tagen wieder abreisen werde.

Ernst ging unruhig im Zimmer auf und ab. Auf dem Tische lag die Verlobungsanzeige. Ernst fand Gelegenheit, sie in die Rocktasche zu stecken.

Nach Verlauf einer halben Stunde erschien Leo, aus dessen Augen die Jagdlust blitzte, frisch und elastisch wie immer. Er stellte das Gewehr an die Wand, warf die Mütze daneben und lud Ernst ein, ihm auf sein Zimmer zu folgen.

„Was verschafft mir die Ehre?" fragte er frostig. Er nötigte seinen Besucher nicht einmal zum Sitzen.

„Ehre?" Ernst zuckte mit einem Gemisch von Hohn und Geringschätzung die Achseln; dann schlenderte er ihm die Verlobungsanzeige ins Gesicht und sagte ruhig: „Graf Leo von Steinbeck, Sie sind ein Bube!"

Am nächsten Tage fand das Duell statt. Leo, der als der Beleidigte den ersten Schuß hatte, verwundete den Gegner an der



Schlittenfahrer in den Vogesen: Zurückbeförderung der Schlitten. (Mit Text.)

Schulter. Ernst hielt sich mit übermenschlicher Anstrengung aufrecht, doch als er losdrückte, ging sein Schuß fehl; die Kugel fuhr in den nächsten Baumstamm. Sein Sekundant brachte den Verwundeten nach Kremzin; es war wieder einmal ein Jagdunglück geschehen.

Aber die vielzüngige, geschwätzige Fama bemächtigte sich des „Jagdunglücks"; allerhand Gerüchte tauchten auf, die der Wahrheit sehr nahe kamen, so nahe wenigstens, wie es einer klatschsüchtigen, sensationslüsternen Menge behagt. Auch Anne-Maries Name ward genannt. Bald wußte die ganze Umgegend, daß Ernst Werner ihr Verlobter gewesen sei, und daß sie mit dem Grafen ein heimliches Liebesverhältnis unterhalten habe.

Vier Wochen hindurch schüttelte den jungen Werner ein heftiges Wundfieber; blaß und hohläugig stand er von dem Schmerzenslager auf.

Fräulein Minna kam zuweilen auf sein Zimmer, servierte ihm die Mahlzeiten, unterhielt ihn und las ihm vor. Aber ihr helles Lachen war ihm unangenehm, ihre laute Stimme that seinen Nerven weh, ihre Figur erschien ihm bei näherer Betrachtung plump und kolossal; er begriff nicht, wie er das Mädchen einmal hatte hübsch finden können. Sicherer als je wußte er jetzt, daß es für ihn nur Eine auf der Welt gab, und wenn er bedachte, daß diese Eine jetzt frei war, so geschah es unter heimlichem Herzklopfen.

Anne-Marie war, wie Ernst zu größter Verwunderung wahrnahm, so lange er krank lag, auch nicht einmal ins Haus gekommen, selbst nicht zu den Weihnachtsfeiertagen, an welchen sie für einen Besuch doch gewiß Zeit gefunden haben würde.

Er verließ kaum sein Zimmer; eine ihm ganz ungewohnte Müdigkeit und Mattigkeit hatte ihn überkommen, die auch seine Thatkraft lähmte.

Stundenlang saß er jetzt am Fenster, blickte auf den verschneiten Hof und wartete.

Ja, er konnte es sich nicht verhehlen, er sehnte mit fast kindischer Ungeduld Anne-Marie herbei.

Frau Werner beobachtete ihn besorgt.

„Willst Du nicht die Briefe lesen, die inzwischen eingelaufen sind?" fragte sie, bemüht, ihn seiner Apathie zu entreißen.

Er nickte mechanisch und nahm die Papiere, die sie ihm reichte.

Achtlos überflog er die Adressen; nur bei einer stutzte er, weil er Anne-Maries Schriftzüge erkannte. Er riß den Briefumschlag auf. Der Brief war kurz, er enthielt nur wenige Worte: „O, Ernst, warum hast Du mir das gethan? Ich hatte meinem Vater verheimlicht, daß Leo mir Liebe geschworen, aber so groß war meine Schuld nicht, das habe ich nicht verdient, daß jetzt die Leute mit Fingern auf mich weisen, als auf das Mädchen, das durch ihren koketten Leichtsinn den Männern die Pistole in die Hand zwingt. Ich hatte dem Grafen Steinbeck sein Wort zurückgegeben. Ueber seine vermeintliche Untreue hatte ich zu richten und niemand sonst."

Ernst starrte lange auf das Papier; endlich faltete er es zusammen und steckte es in die Brusttasche.

Noch einmal zog er es dann hervor und sah nach dem Datum. Seit Anne-Maries Abreise waren zwei Wochen hingegangen.

Er hatte sie also dem Gerede der Leute preisgegeben und aus dem Hause des Vaters vertrieben. Es war seine Schuld, seine Schuld ganz allein. Alle Welt wußte, daß er den Grafen gezwungen, sich von ihm Genugthuung zu fordern. Und warum? Er hatte das Mädchen an einem Treulosen rächen wollen!

Seufzend schlossen sich seine Lippen, und wie einst vor Jahren, so sagte er sich auch heute: er hatte eine unglückliche Hand.

Als Frau Werner nach einem Stündchen ins Zimmer kam, wunderte sie sich, Ernst nicht mehr darin zu finden. Er stand mit dem Verwalter auf dem Hofe. Nun kam er herein, und auf die Mutter zutretend, legte er ihr die Hand auf die Schulter.

„Mutter, warum hast Du mir nicht gesagt, daß Anne-Marie Kremzin verlassen hat?" fragte er, sie groß anschauend.

Sie zuckte leicht zusammen, antwortete jedoch: „Du hast mich nicht danach gefragt, mein Sohn, und ich schwieg, weil Du krank warst!"

„Richtig, doch jetzt bin ich gesund und darf mich daher auch nicht länger verwöhnen," sagte Ernst, seine Gestalt höher reckend. „Da der Landtag nächstens eröffnet wird, will ich die kurze Zeit bis dahin klüglich benutzen und für den Stoff, der zur Verarbeitung kommt, noch einige Studien machen. Heute abend reise ich nach Berlin. Ich habe schon meine Anordnungen getroffen!"

18.

Helma von Hohenstein, zum Ball geschmückt, stand vor dem großen Pfeilerspiegel ihres Ankleidezimmers und freute sich über den prächtigen Sitz ihres frisch aus Schneiderhand gekommenen, mit echten Valenziner Spitzen garnierten, weißen Atlaskleides, das in der hellen Beleuchtung des Gaskronleuchters fast metallisch glänzte. Doch Helma freute sich nicht allein über das Wunderwerk aus Atlas und Spitzen, sie war auch zufrieden mit dem Bilde, das ihr der Spiegel außerdem noch zeigte, mit dem runden, pikanten, vor freudiger Erwartung rosig erglühenden Gesicht, in dem zwei dunkle Augensterne glückselig glänzten.

Die Damen Hohenstein waren in diesem Winter nach Berlin gegangen. Sie hatten sich zwar nicht in den Strudel der Geselligkeit gestürzt, — Helmas wegen, der jede Gesellschaft ohne den Bräutigam reizlos erschien, — aber da die Baronin darauf bestanden hatte, wenigstens kein vollständiges Einsiedlerleben zu führen, wie sie sich ausdrückte, so waren sie doch verschiedentlich in Verkehr gekommen.

Zu heute hatten Graf Sternfelds eine Einladung zu einer Ballfestlichkeit ergehen lassen, die, nebenbei bemerkt, die letzte der Saison war, da es bereits stark auf Ostern ging. Helma, die zuerst große Lust verspürte, abzusagen, war jedoch von Leo ausdrücklich gebeten worden, hinzugehen, da er selbst, falls es ihm gelingen sollte, Urlaub zu erhalten, sein Erscheinen zum Fest in Aussicht stellte.

Die junge Braut war daher in freudigster Erwartung und Erregung, was den Glanz ihrer Augen genügend erklärte.

„Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste —. Ach, nein, das paßt nicht, aber wer ist die Glücklichste im ganzen Land?" rief sie plötzlich, machte einen neckischen Knix und lachte sich an. „Ja, das bin ich, das bin ich! Wie kann man nur so thöricht glücklich sein!"

„Kind, mit wem sprichst Du?" fragte die Baronin, die im roten Sammetkleide, Brillanten im Haar und an der Brust, soeben hereinrauschte.

Ein Uneingeweihter hätte in ihr nimmermehr die Mutter einer erwachsenen Tochter vermutet; sie machte mit den feurigen Augen und dem zarten Teint noch einen sehr jugendlichen Eindruck, besonders da sie der gütigen Mutter Natur durch ein wenig, ein ganz wenig Kunst nachzuhelfen verstand. „Kind, mit wem sprichst Du?" wiederholte sie, doch sie wartete keine Antwort ab, sondern warf sich wie erschöpft auf den nächsten Sessel.

„Das alberne Ding, sie hat mich förmlich erregt!" fuhr sie fort, indem sie sich mit ihrem Spitzentaschentuch Kühlung zufächelte.

„Wen meinst Du, Mama?" fragte Helma.

„Ach, ich spreche von meinem Kammermädchen!" Die Baronin wedelte stärker. „Denke doch, Betty hat sich eingebildet, Leos Bursche, Du weißt schon, der zum 1. April entlassen wird, werde sie heiraten. Natürlich hat der flotte Mensch nie daran gedacht. Heute scheint er es ihr auch geschrieben zu haben, denn sie war vollständig unfähig, meiner Toilette die genügende Aufmerksamkeit zu schenken. Ich schalt, und sie weinte und klagte mir dabei ihr Leid. Was sollte ich machen? Ich bemühte mich, meinen Anzug allein zu beenden, was, wie ich fürchte, mangelhaft genug ausgefallen sein wird. Wirft auch die Schleppe recht gefällige Falten? Sie kommen mir so steif vor!"

Die Baronin erhob sich und zog den kostbaren Sammet einige Male durchs Zimmer.

„Keine Sorge, Dein Anzug sitzt tadellos!" beruhigte das junge Mädchen die Erregte.

Trotzdem Helmas Augen sehr aufmerksam den Faltenwurf der Schleppe beobachteten, schienen ihre Gedanken doch nicht völlig bei der Sache zu sein. „Die Aermste!" sagte sie halblaut.

„Die Thörin!" verbesserte die Mutter. „Ich vermute nämlich, daß Du das Mädchen meinst. Warum hat sie ihm geglaubt? Sie hätte klüger sein können."

Frau von Hohenstein fuhr sich bei diesen Worten mit dem Puderquast über die Wangen; die Scene mit Betty hatte sie doch recht echauffiert.

„Aber wenn sie ihn liebte!" Helmas große Kinderaugen richteten sich voll auf die Mutter. „Wenn sie ihn liebte, mußte sie ihm glauben! Die arme Betty kann mir unbeschreiblich leid thun!" stammelte sie.

„Nun, nun, sie wird sich schon trösten! Beruhige Dich, Kind. Sie ist ja nicht das erste Mädchen, das betrogen wurde!" sagte die Baronin, indem sie das Anspannen befahl.

Sie ist nicht das erste Mädchen, das betrogen wurde! Aber weder an diesen Ausspruch der Mutter, noch an Betty dachte Helma, während sie sich in die Atlaskissen des Wagens schmiegte und, sie wußte nicht, zum wievieltenmale, herzklopfend überlegte, ob Leo da sein werde.

Und er war wirklich da und empfing sie im Vestibül der Sternfeld'schen Villa mit so vollendeter Höflichkeit, daß sie fast herzlich zu nennen war und von Helma jedenfalls dafür gehalten wurde. Lächelnd schwebte sie einige Minuten später am Arme ihres Verlobten durch die glänzenden Räume, küßte ihrer Schwiegermutter die Hand und hörte zerstreut auf die Schmeicheleien, die der alte Graf ihr zuflüsterte.

Bald war der Tanz in vollem Gange und Helma schien, was ihr jedoch durchaus nicht lieb war, eine der begehrtesten Damen

zu sein. — Da sie nicht gekommen war, nur um zu tanzen, schützte sie bald Ermüdung vor und ließ sich von Leo in ein Seitenkabinett führen, das den Vorzug besaß, völlig leer zu sein.

Sie sehnte sich aus dem lauten Getriebe nach einem Alleinsein mit ihrem Verlobten. Nichts war Leo entsetzlicher, als ein tête-à-tête mit seiner Braut. Er wußte, sie erwartete Zärtlichkeiten von ihm, kosende Worte, die nicht über seine Lippen wollten, weil er dann jedesmal an eine schöne, selige Zeit erinnert ward, eine Zeit, die noch gar nicht so fern lag und doch unwiderbringlich für ihn verloren war. Er hatte Anne-Marie entsagt, doch er konnte die Stimmen in seinem Herzen nicht zum Schweigen bringen, die ihn wieder und immer wieder an sie erinnerten.

Er liebte Anne-Marie noch immer; das fühlte er deutlich in dieser Stunde der Qual, in der er Helmas Hand in der seinen hielt und sein Gehirn nach nichtssagenden Redensarten zermarterte, damit er wenigstens nicht vollständig stumm neben ihr säße.

Helma drückte ihr glühendes Gesicht in den Strauß aus Veilchen und Maiblumen, den ihr Leo überreicht hatte.

„Wie reizend von Dir, daran zu denken, daß Veilchen meine Lieblingsblumen sind!“ flüsterte sie.

„Nun erwartet sie irgend eine Schmeichelei,“ dachte er und zerrte nervös an seinem Schnurrbarte.

„Das war doch selbstverständlich, liebe Helma,“ entgegnete er, ihre Hand küssend.

Wie sie unter der leichten Berührung zitterte! Er fühlte ganz deutlich das Beben der schlanken, feinen Finger, und ein peinliches Gefühl überschlich ihn.

„Ach, Leo, wie habe ich mich nach Dir gesehnt und wie glücklich bin ich, daß Du gekommen bist! Nicht wahr, es war doch kein zu großes Opfer, das Du mir brachtest?“

Sie rückte ihm ein wenig näher; ihre großen, unschuldigen Augen blickten ihn zärtlich fragend an.

„Wie kannst Du das denken, bestes Herz? Ich — ich kam selbstverständlich sehr gern, allein, da ich erst heute nachmittag anlangte, bin ich ein wenig abgespannt von der langen Fahrt!“ sagte er, mit der schmalen Hand über das wellige Haar streichend.

„Das glaube ich Dir! Doch hier ist es schön, nicht wahr? Wie schön und wie still!“

Der kleine, lauschige, in hellen Farben gemalte Raum mit der zierlichen Rokoko-Einrichtung und der Gruppe blühender Gewächse am Fenster schien ganz für den Kosewinkel eines Brautpaares geschaffen. Hier klangen die Töne der Ballmusik nur gedämpft herüber, und statt des hellen Gaslichts ergoß eine Ampel mit einer Glocke aus mattem, geschliffenem Glas ihr mildes Licht über den hellblauen Damast der Möbel.

Leo fühlte noch immer die zärtlichen Augen auf sich gerichtet, die ihm fast wie ein Vorwurf in der Seele brannten.

Aber was hatte er denn Böses gethan?

Er hatte dem Mädchen, das ihm von seinen Eltern bestimmt war, seine Hand und seinen Namen geboten, zugleich mit der festen Absicht, es glücklich zu machen, — so weit er es eben konnte. Absichtlich wollte er ihr gewiß keine unangenehme Stunde bereiten. Wenn sie erst verheiratet waren, würden sie sich gewiß recht gut ineinander einleben. Wie viel Ehen sind ohne Liebe geschlossen worden, die sich späterhin als mustergültig bewiesen haben! Helma, die gottlob ein heiteres, ruhiges Temperament besaß, würde ihn nicht durch Launen quälen und peinigen, da sie bisher mit dem glatten, formellen Tone, den er ihr gegenüber angeschlagen hatte, immer zufrieden gewesen war.

Um so mehr erschrak er jetzt vor ihrem Blick.

Warum sah sie ihn nur so sonderbar an? Was war das für ein ihm das Blut zu Kopf treibender Ausdruck in ihren Augen, die welche Rätselfrage an ihn stellten?

Wenn es unter des jungen Mädchens Blick den flotten Offizier schon siedend heiß durchschoß, um wie viel mehr dann erst unter ihren Worten!

„Leo,“ flüsterte Helma mit heißen Wangen, indem sie die schweren, breiten Lider über die dunklen Augensterne senkte, „Leo, weißt Du, daß Du mir während unserer ganzen Brautzeit noch nicht einmal gesagt hast, daß Du mich liebst? Sieh, ich weiß es ja, daß Du es thust. Warum hättest Du mich sonst zur Frau begehrt?“ fügte sie mit einem Blick voll so tiefer, inniger Liebe hinzu, daß der junge Mann innerlich davor erbebte.

„Ich bin zum heutigen Feste nur Deinetwegen gekommen, Helma, nur Deinetwegen!“

Leo versuchte, zu diesen Worten zu lächeln, doch es war, als verzerrten sich seine Züge.

Sie sah nichts davon.

„Ach, ja, ich bin thöricht, ich weiß es, aber ich möchte doch gar zu gern, daß Du mir es einmal sagst,“ bat sie leise.

Leo legte den Arm um ihre Taille.

„Das soll wohl heißen, Du findest, daß ich heute ein schlechter Gesellschafter bin, bestes Herz?“ sagte er, bemüht, einen scherzenden Ton anzuschlagen. „Aber thue mir den einzigen Gefallen und schmolle deswegen nicht mit mir; es ist nämlich gerade alles Mögliche auf mich eingestürmt. Ich hatte anstrengenden Dienst, dazu die gesellschaftlichen Pflichten, — auch in München gingen die Wogen der Saison sehr hoch; — kurz und gut, meine Nerven sind ein wenig heruntergestimmt. So freue ich mich doppelt auf meine eigene Häuslichkeit. Du glaubst nicht, wie schlimm wir armen Junggesellen daran sind. Die echte, rechte Gemütlichkeit und Bequemlichkeit kennt unsereiner gar nicht.“

„Du freust Dich wirklich darauf, Leo?“ Helma strahlte. „Sieh, manchmal meinte ich, es würde Dir doch nicht so ganz leicht werden, von Deinem freien Junggesellenleben zu scheiden!“

„Wo denkst Du hin, Schatz?“ versuchte er abzulenken. „Aber komm, wir müssen zurück zur Gesellschaft; wir könnten Aufsehen erregen.“

„O, alle Welt ist mit sich beschäftigt, an uns denkt niemand!“ behauptete Helma.

Leo erhob sich.

„Unsere Wirtin vermißt uns schon ganz entschieden.“

„Einen Augenblick noch, Leo,“ bat Helma. Sie umklammerte seinen Arm mit beiden Händen und sah mit großen, erwartungsvollen Augen zu ihm auf. „Sage mir, daß Du mich lieb hast —“

„Sieh da! Das Brautpaar und so ganz in zärtliches Geflüster versunken, daß es unsereinen übersieht! Ja, ja! O schöne Zeit, o selige Zeit! ... Aber nun kommt, ihr närrischen Leutchen! Frau von Hohenstein hat schon nach Helma gefragt. Darf ich bitten? Du erlaubst doch, Leo?“

Und der alte Graf Steinbeck, der soeben eingetreten war, bot seiner Schwiegertochter in scherzhafter Förmlichkeit den Arm, um sie zur Gesellschaft zurückzuführen.

Der alte Herr überbot sich förmlich in Neckereien. Leo folgte wie ein Nachtwandler dem voraufschreitenden Paare in den Saal; ihm schien es, als schwanke der Boden unter seinen Füßen.

In seinem ganzen Leben war er sich nicht so erbärmlich vorgekommen, wie in diesem Augenblick. Bisher hatte er sich selbst fast für einen Märtyrer gehalten, der sich den Verhältnissen opfern mußte, und dabei hatte er nicht an Helma gedacht. Dem Mädchen, das an seiner Seite durchs Leben gehen wollte, war er Offenheit schuldig; das sah er jetzt ein. Erst heute kam es ihm zum Bewußtsein, daß er diejenige betrog, die ihn liebte und die ihm vertraute. Er hätte Helma sagen müssen, daß er Anne-Marie liebte. Aber freilich, freilich, — das ging nicht an, dann hätte er gestehen müssen, weshalb er Helma zum Weibe begehrt habe.

Doch wenn er sich auch zum Troste sagte, daß er nicht der einzige sei, der ein reiches Mädchen eben ihres Reichtums wegen heiratete, so konnte das sein Betragen im Grunde doch nicht beschönigen.

O, diese unseligen Verhältnisse!

Er lehnte in einer Fensternische, starrte zur Decke empor und sah, wie sich dort die gemalten, pausbackigen Genien auf Blumen und Ranken wiegten. Vor ihm schwirrten die Menschen auf und nieder, goldgestickte Uniformen blitzten, Schleppen rauschten im bunten Wechsel über das Parkett, rosige Lippen plauderten; er hörte lachen und scherzen.

Ein plötzlicher Ekel ergriff ihn vor dieser Luft, vor aller Welt und vor sich selbst. Mit schneller Hand schlug er den seidenen Fenstervorhang zur Seite, drückte sein glühendes Gesicht an die Scheiben und schloß die heißen Augen.

Mit einemmal hob er lauschend das Haupt. Er hörte, wie die Tanzmusik spielte: „An der schönen blauen Donau,“ — genau denselben Walzer, den er einst mit Anne-Marie getanzt; er erinnerte sich mit qualvoller Deutlichkeit des Tages.

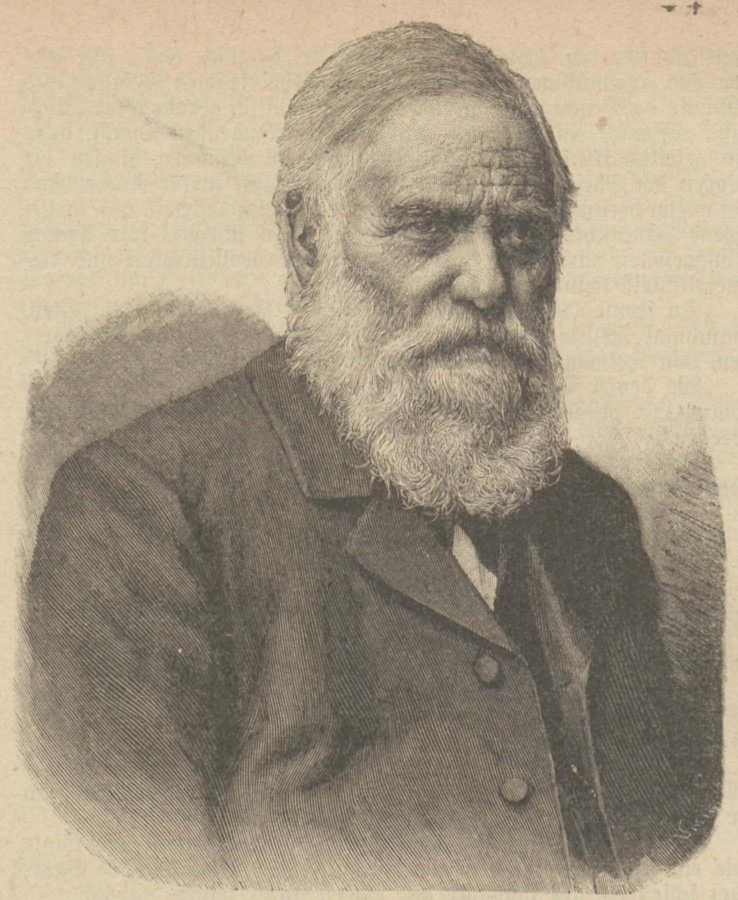
Da stand Helma neben ihm. Und nun mußte er lächeln, sich zu einem gleichgültigen Gespräch zwingen und späterhin die Neckereien des Grafen Sternfeld ertragen, der ihm scherzhafte Vorwürfe machte, daß er Helma vorhin so lange Zeit für sich in Anspruch genommen hatte.

„Ein fürchterlicher Abend! Ich wünschte, er wäre erst vorüber!“ dachte Leo, sich mit dem Taschentuch über die blasse, schweißperlende Stirn fahrend.

Aber mit dieser Meinung stand er allein in der Gesellschaft. Alle Welt fand, es sei das gelungenste und belebteste Fest der ganzen Saison, und die Jugend gab sich mit anerkennenswertem Eifer dem Vergnügen des Tanzens hin.

Frau von Hohenstein war sehr überrascht, daß sich unter den tanzlustigen Damen ein junges Mädchens befand, das ihr mit besonderer Geflissenheit zu folgen schien und sich offenbar Mühe gab, mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen.

Lotti Ellernburg brannte nämlich darauf, zu erfahren, ob Frau von Hohenstein auch von dem eminent interessanten Duell Kenntnis geworden war, das vor Weihnachten Steinbeck und Umgegend in Aufregung versetzt hatte. Da dies jedoch nicht so ohne weiteres



Professor v. Pettenkofer †. (Mit Text.)

zu erfahren war, betrachtete sie es als ihre specielle Aufgabe, die Sache mit gewohnter Meisterschaft auszukundschaften. Sie überschlug, trotzdem sie leidenschaftlich gern tanzte, eine Polka und wußte sich den Platz neben Frau von Hohenstein, den eine ältere, hochmütig aussehende Dame einnahm, sehr sinnig dadurch zu verschaffen, daß sie der Betreffenden allerlei Andeutungen über ihre Toilette zuflüsterte, was die Excellenz veranlaßte, eilig aufzustehen und sich in die Garderobe zu begeben. Lotti beglückwünschte sich insgeheim ihres genialen Gedankens wegen und lehnte sich dann behaglich in den freigewordenen Lehnstuhl zurück. Und ohne weiteres ging sie zum Angriff über.

(Fortsetzung folgt.)

Senta.

Von M. Doberenz. (Nachdruck verboten.)

„Onkel Hans, erzähle uns, bitte, erzähle!"

„Mach Onkel, bitte, bitte!"

„Ja, Onkel, erdählen!"

Zwei Buben und ein kleines Mädel bestürmten so ihren Onkel, der vor einem soeben vollendeten Bilde in seinem Atelier stand.

„Der junge Mann wehrte den Bestürmenden lächelnd: „Geduld, Wildfänge, Geduld!"

„So sprichst Du immer," schmollte Heino, ein zwölfjähriger Junge, „aber heut lassen wir uns nicht abweisen!"

„Nein nein, heute nicht!" wehrte sein zwei Jahre jüngerer Bruder Rolf.

„Heute nis!" wiederholte ernsthaft klein Hannchen.

Der Maler seufzte und fuhr sich mit der Rechten in komischer Verzweiflung durch das kastanienbraune Lockenhaar: „Quälgeister, Heuschrecken können nicht schlimmer sein, als ihr!" rief er, faßte das goldhaarige Mädel unter die Arme und schwang es hoch in die Luft. Die Kleine jauchzte und griff mit den drallen Händen in Onkels reiche Locken.

„Willst Du loslassen, Wilde!" befahl er lachend.

„Wenn Du derdählst!"

„Was der tausend, Bedingungen macht der Dreikäsehoch auch schon?"

„Hannchen ist gar nicht dumm!" lobten die Brüder.

„Und Du hast uns die Geschichte zu dem schönen Bild da lange versprochen," fügte der Aelteste mahnend hinzu.

„Hab' ich? Dann muß ich Wort halten!"

„Aber freilich," meinte Rolf schnell, „hast ja immer gesagt, wenn's uns schwer ankam, Versprochenes zu halten: „Bengels, merkt euch das, ein deutscher Junge darf nur versprechen, was er halten kann. Vorwärts, gethan, was ihr gelobtet, wenn's euch auch sauer wird!"

„Hast Recht, Rolf, und was Buben sollen, müssen Männer erst recht thun, wenn's dunkelt, will ich erzählen!"

„Du bist unser bester Onkel!" jubelten die Jungen und sprangen nach dem Fenster.

„Was wollt ihr?"

„Die Rollläden schließen, da dunkelt's schneller!"

„Wollt ihr wohl? Hände davon, ihr Racker! Ich seh schon, los werd' ich euch nicht, muß mich ins Unvermeidliche fügen!"

„Hurra, hurra, jetzt geht's los!" frohlockten die Neffen.

„Eher gebt ihr doch nicht Ruhe!" lachte der Maler, setzte sich in einen bequemen Stuhl und hob Hannchen auf die Kniee: „Warmer goldener Sonnenschein schadet nichts zu der Geschichte, die ich euch berichten will," fuhr er ernst fort.

„Die Geschichte zu dem Bild?" fragte Heino und zeigte nach dem Gemälde auf der Staffelei.

Der Künstler nickte sinnend, die Blicke der Kinder hingen gespannt an seinen Lippen.

„Erdählen!" mahnte die Kleine ungeduldig und zupfte ihn am Bart.

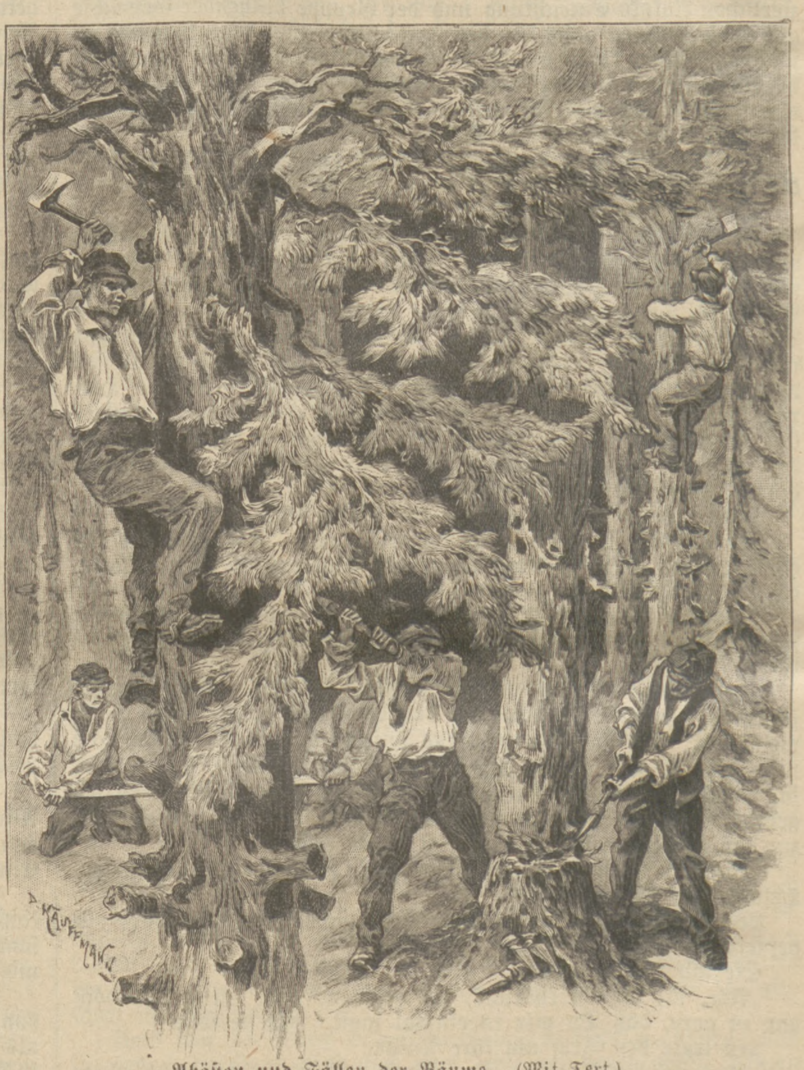
Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn: „Kinder, seht euch das Bild genau an! Das blasse Mädel mit den dunklen Locken und den schwermütigen Augen, das die Arme schlaff herabhängen läßt, in der Linken die Mandoline hält und sich müde an die niedere Mauer lehnt, die den Hof der Osteria vom Leccosee trennt, ist die Heldin meiner Geschichte. Sie hat den Kopf gewandt und sieht mit verträumten Augen über den See hinweg nach den schneegekrönten Felsen, die von purpurnem Abendsonnenschein umflossen sind. Auf dem See schaukeln dicht am Strande Fischerkähne, sie sind leer bis auf den einen, in dem ein Mann ausgestreckt liegt, die Arme unter dem Hinterkopfe verschränkt!"

„Du, der hat aber ein Schafsgesicht und sieht furchtbar verschlafen aus!" unterbrach Heino den Onkel lebhaft.

„War es auch, mein Junge!"

„Du hast ihn gekannt?"

„Aber freilich! So lange ich in Bellagio war, trank ich täglich Asti in der Kneipe und sah dort den Italiener, entweder roten Landwein schlürfen, oder, wie ihr auf dem Bilde seht, lang hin-



Abästen und Fällen der Bäume. (Mit Text.)

gestreckt im Kahne faullenzen. Und dort das junge Weib auf der Bank vor der Hausthüre, dem ein flachshaariges Kind zu Füßen hockt, ist die Wirtin, die eben das aus Maismehl bereitete Nationalgericht der Italiener, Polenta mit in Oel gesottenen Fischen verzehrt. Sie wartet auf die Stammgäste, meist Fischer, die sich hier täglich mehrmals zu ihrem beliebten Kugelspiel einfinden."

„Du Onkel, 's ist schrecklich interessant, daß Du das alles wirklich gesehen hast!"

Rolf schlang die Hände auf dem Rücken ineinander und stellte sich vor das Bild. Mit Neugier betrachtete er die Gestalten aufmerksam. „Du, wie heißt denn eigentlich das Mädel mit der Mandoline?"



Transportable schmalspurige Feldbahn. Aufnahme von Hofphot. E. Jacobi, Metz. (Mit Text.)

„Senta! Nur um ihretwillen habe ich das Bild gemalt!" erklärte der Künstler ernst.

„Und von Senta willst Du uns erzählen?"

„Nur wenn ihr ganz ruhig zuhört und mich nicht durch thörichte Fragen unterbrecht!"

„O, wir werden stumm sein und aufpassen, wie in der Schule!"



Verschlitten von Stammholz. (Mit Text.)

„Schlingel, als ob ihr da vielleicht so andächtig wäret!"

„Onkel!"

„Na, na, nur nicht gar so entrüstet thun, kenne das genau!"

„O—n—n—n?"

„Zum Donnerwetter, Bengels, entweder seid ihr jetzt vernünftig, oder —"

Die Buben zogen sich niedere Sessel dicht an den Stuhl heran, auf dem der Maler mit Hannchen saß und setzten sich ernst darauf.

„Dann mäuschendill sein!" meinte klein Hannchen feierlich und hob das Zeigefingerchen.

„Der Onkel drückte das Kind zärtlich an sich und gab diesem einen Kuß: „Für Dich süßes Ding, taugt die Geschichte freilich nicht, bist noch viel zu klein, mußt jetzt das Märchen vom Rotkäppchen erzählt kriegen. Doch gleichviel, darfst zuhören und was Dein kleines Hirn noch nicht begreift, das lasse Dir später von den Brüdern wiederholen, wenn Du einmal vor dem Gemälde stehst und an heute zurückdenkst!"

Hannchen schlug die blauen Augen zu dem Maler auf und den Buben wurde es ganz feierlich zu Mute.

Der Onkel begann: „Ich stand bewundernd auf dem nördlichen Friedhof von Mailand vor dem Grabmal der Familie Sonzogno, das ein wahres Meisterwerk der Bildhauerkunst ist. Ich war so ins Anschauen versunken, daß ich meine Umgebung vergaß. Plötzlich wurde ich wieder an sie erinnert. Leidtragende kamen an dem Denkmal vorüber, anscheinend gehörten sie der niederen Volksklasse an. Sie sprachen in lebhaftem Italienisch auf ein kleines Mädchen ein, das sich sträubte weiter zu gehen.

‚Kind, Senta, nimm doch endlich Vernunft an,' eiferte eine ältere Frau, „die Mutter ist tot, nachspringen kannst Du ihr nicht und auf dem Friedhof kannst Du auch nicht immer bleiben!'

„Das Kind gab keine Antwort. Die Augen, große, dunkle, schwermütige Augen, sahen zu der Sprecherin auf und dann zurück nach der Stelle, wo eben die Erdschollen auf den Sarg der Mutter geschaufelt wurden. Einen Moment stand die Kleine wie erstarrt, dann riß sie sich von der Hand ihrer Begleiterin los und stürzte auf das Grab zu, warf sich dort nieder und wimmerte. Unwillkürlich war ich dem Mädchen gefolgt und bückte mich jetzt, um es unter freundlichem Zuspruch aufzuheben. Es stieß meine Hand zurück und drückte das heiße Gesicht in die kühle Erde.

‚Die Senta ist ein sehr eigensinniges Kind, Signore,' meinte die Alte, die inzwischen herangekommen war, ‚sie läßt sich durchaus nicht zureden, nimmt keine Vernunft an und alles Gejammer weckt die Tote doch auch nicht wieder auf!'

„Ich fragte, wer die Mutter des Kindes gewesen sei und ob der Vater noch lebe.

‚Der ist schon lange gestorben und die Mutter war Wäscherin, wie ich, Signore, sie starb am Fieber!'



Binden der Reisigbüschel. (Mit Text.)

„Ich bückte mich und versuchte es wieder, Senta empor zu richten, jetzt ließ sie's geschehen. Ich sah mir die vielleicht Elfjährige genauer an und war von ihrer eigenartigen Schönheit betroffen. Solche interessanten Gesichter hatte ich bisher nur in Süditalien gesehen. Blauschwarze, kurz geschnittene Locken umrahmten ein tiefgebräuntes Gesichtchen, aus dem die lang bewimperten Augen wie verloren schauten. Die zarte Gestalt schien unter dem Seelenleid zu brechen. Das Kind weinte nicht, aber der Körper bebte und die dunklen Augen sahen so unglücklich aus, daß mir das Herz weh that. Ich tröstete die Arme, so gut ich konnte, und da sie dürftig gekleidet war, gab ich ihr ein reichliches Geldgeschenk. Senta griff hastig danach und ein mattes Lächeln erhellte auf einen Augenblick das verhärmte Gesicht, als sie stammelte: „Dank, dank, Signore!' Mich berührte die Freude, die das Kind über das Geld hatte, fast unangenehm. Es jammerte der toten Mutter nach und griff gleichzeitig nach irdischem Mammon. Ich wandte mich ab und verließ den Friedhof. — — —

„Gegen Abend schlenderte ich planlos durch die Stadt und sah mir das Leben und Treiben auf den Straßen an. In einer Gasse staute sich der Verkehr, die Passanten schaarten sich um eine Mandolinenspielerin, und sangen oft lustig zu der Melodie mit. Ich war stehen geblieben und erkannte staunend in der Spielerin — Senta! Sie stand an einer Hausthür, hielt die Lider tief gesenkt und ließ unermüdlich alles hören, was das Straßenpublikum verlangte. Ich bahnte mich durch die Volksmenge und stellte mich dicht vor sie hin. Das Kind spielte gut, mit Ausdruck und Fertigkeit. Auf einen johlenden Zuruf des Volkes hin, ließ sie eine Tanzweise erklingen. Zornig sah ich auf sie nieder, Senta hatte mich noch nicht bemerkt — und jetzt, als die Töne am lustigsten klangen, lösten sich zwei dicke Tröpfchen von den Wimpern und rollten über die schmalen Wangen. Die Lippen zuckten schmerzlich und der kleine Körper bebte, wie kurz vorher auf dem Friedhof.

„Senta!" sie sah auf und der Ausdruck der Augen war so rührend, daß mich statt des vorherigen Zornes ein tiefes Mitleid ergriff. „Senta, Kind, was thust Du?" redete ich sie mit mildem Vorwurf an. Sie antwortete nicht, spielte aber weiter.

„Als sie das Stück beendet hatte, warf man ihr kleine Münzen zu, die sie gierig einsammelte. Sie glitt dabei gewandt durch die Menge und war immer zur Stelle, wenn jemand die Hand in die Tasche steckte, um ihr eine Spende zu reichen. Als sich das Volk zerstreute, war auch Senta verschwunden. So aufmerksam ich sie mit den Blicken suchte, ich konnte sie nicht finden. Das Kind erschien mir wie ein Rätsel und kopfschüttelnd ging ich ins Hotel zurück."

Der Maler machte eine Pause. Erwartungsvoll hingen die sechs Kinderaugen an seinem Munde.

„Und Onkel, hast sie, die Senta mein' ich, nicht wieder gesehen?" Dem Heino dauerte das Schweigen zu lange.

„O!" meinte Rolf bedauernd.

„Abwarten Kinder, abwarten!" beruhigte sie der Maler und lehnte sich behaglich zurück.

„Ich bummelte noch ein paar Tage in Mailand und überall, wo ich Musik hörte, forschte ich nach Senta. Auch das Grab auf dem Friedhof besuchte ich wieder, doch nirgends war eine Spur von ihr zu entdecken. Trotzdem ich nichts mehr von der Kleinen sah und hörte, mußte ich doch immer wieder an sie denken. Von Mailand reiste ich nach Bellagio. Vom Schiffe aus verfolgte ich einen Möwenschwarm, der uns nach Beute hungernd nachzog. Die großartig schöne Fahrt verging mir zu schnell, ich war überrascht, als wir in Bellagio landeten. Als ich das Schiff verlassen hatte, schlugen Mandolinenklänge an mein Ohr. Die Laute waren mir bekannt, ich wandte mich nach der Stelle, von der sie kamen. Dort stand Senta, die ich in Mailand vergeblich suchte! Ich trat zu ihr, sie erkannte mich wieder. Ich fragte sie, was sie hier thue, und sie antwortete, daß sie bei Verwandten wäre.

„Und was thust Du hier?"

‚Ich begrüße die Fremden!' Sie hatte ihr Spiel nicht unterbrochen.

Ab und zu warfen ihr die Vorübergehenden eine Münze hin.

„Bist Du immer hier, wenn Schiffe landen?"

‚Immer, Signore!'

Ich gab ihr ein Geldstück. — Sie dankte.

„Auf Wiedersehen, Senta!"

‚Arevidercì!' gab sie freundlich zurück.

„Ich hatte inzwischen den rechten unter den Hausdienern, die mich umdrängten, herausgefunden und folgte ihm.

„Nachdem ich im Hotel mich erfrischt und gefrühstückt hatte, machte ich mich auf, um Bellagio, seine Umgebung und Gärten zu sehen, zu bewundern. Denn Kinder, Bellagio ist eine Perle von Oberitalien! Auf meinen Streifereien kam ich an eine Osteria, die dicht am See lag und trat ein. In der niederen Stube hantierte am Kamin ein altes Weib. Aus dem, von struppigem Grauhaar umrahmten Faltengesicht, sahen mich freundliche Augen an. Ich verlangte Asti! Dann schritt ich nach der offenen Thür, die sogleich auf den Platz führte, den ich auf dem Bilde wiedergab und meinen Blicken bot sich, was ihr dort auf der Leinwand seht. Als ich auf der Schwelle erschien, sprang das flachszöpfige Mädel auf und die Wirtin begrüßte mich. Senta rührte sich nicht und der Fischer unten im Kahn träumte weiter.

„Das Mädel brachte einen Stuhl und ich setzte mich an den Holztisch, der neben der Thür stand. Die Wirtin goß mir aus verstaubter Flasche schäumenden Wein ein und Senta ging mit leisem Gruß an mir vorbei ins Haus. Ich unterhielt mich mit der Wirtin und fragte sie endlich, wie Senta hierher käme?"

‚Senta ist meiner Base Kind, Signore, sie hat niemand auf der Welt! Als ihr die Mutter starb, haben wir sie aus Erbarmen aufgenommen!'

„Ich erzählte, daß ich Senta bereits in Mailand sah und auf der Mandoline spielen hörte. Die Frau nickte und meinte dann:

‚Das mag stimmen, Signore, Senta stammt aus Mailand. Der Vater starb jung, er war Musiker und hinterließ keinen Centime. Die Witwe wusch dann für die Leute!'

„Letzteres hatte ich bereits in Mailand erfahren, daß Sentas Vater Musiker gewesen war, erklärte mir ihren Hang zum Mandolinenspiel. Ich äußerte gegen die Wirtin: „Das Talent des Vaters scheint sich auf das Kind übertragen zu haben!"

Die Frau bejahte: Sie spielt wohl gut und fleißig, sie will verdienen, 's läßt dem kleinen Ding keine Ruh, bis die Summe voll ist, an der die Mutter schon sparte!'

Ich sah sie fragend an. Sie fuhr erklärend fort:

‚Die Base konnte dem Mann kein Denkmal setzen lassen, das bekümmerte sie sehr, sie darbte und sparte und es hätte bald gelangt, da — starb sie. Das Begräbnis kostete Geld, darum muß die Senta fast von vorn anfangen!'

„Also darum hatte das Kind gespielt, nachdem es eine Stunde vorher am offenen Grabe der Mutter geweint hatte, darum nahm es mit freudiger Hast jede Geldspende entgegen.

„Ich erhob mich, zahlte meine Zeche und sah mich nach Senta um. Sie sei an den Landungsplatz gegangen, um bei Ankunft der Dampfer zu spielen und etwas zu verdienen, erklärte die freundliche Wirtin. Ich verabschiedete mich mit dem Versprechen, am nächsten Tage wieder einzukehren.

„Und wie ich gesagt, so that ich. Senta traf ich an und ließ mir von ihr vorspielen. Zuerst Volkslieder, dann Weisen, die mir fremd waren und mich durch ihre Eigenart fesselten. Ich fragte Senta, woher sie diese Melodien habe? Sie entgegnete einfach, das wisse sie nicht, sie kämen ihr ein und da müsse sie sie spielen. Ich war erstaunt, denn so viel verstand ich von Musik, um zu erkennen, daß in der Kleinen ein großes Talent steckte, das sich bei guter Ausbildung reich entfalten konnte.

„Es beglückte Senta, als sie bemerkte, daß ich ihr mit Freude und Aufmerksamkeit zuhörte. Ich kam täglich nach der Osteria, trank Asti und lauschte den Klängen der Mandoline.

„Es dauerte nicht lange, so wurde Senta zutraulich zu mir und wir schlossen Freundschaft.

„Bald vertraute sie mir auch, daß sie zu einem Grabstein für die Eltern spare, und daß es noch lange dauern würde, bis sie so viel zusammen habe, um ihn bestellen zu können. Ich entsann mich, daß ich auf den Friedhöfen von Mailand und Genua manches eigenartige Denkmal sah. Mein Führer hatte mir erklärt, daß diejenigen, die es machen ließen, darum oft ihr halbes Leben hindurch darbten und sparten. Ich sah einen Stein, auf dem eine Obsthändlerin abgebildet war, wie sie Aepfel zum Kaufe bot. ‚Die Frau hat sich nie satt gegessen,' berichtete mein Führer, ‚schon bei Lebzeiten bestellte sie sich das Monument!'

„Daran mußte ich denken, als mir Senta strahlend anvertraute, daß sie nun schon sieben Lire und 40 Centimes erspart habe. Und später erzählte sie mir, daß es die Mutter noch auf dem Sterbebett gequält habe, daß des Vaters Grab kein Denkmal schmückte. Senta hatte den Herzenswunsch der Mutter nicht vergessen, sie betrachtete ihn als ihr heiliges Vermächtnis, was der Mutter unmöglich gewesen, wollte sie mit ihren schwachen Kräften durchsetzen. Vater und Mutter sollten einen schönen Stein erhalten. Mich rührte der Eifer der Kleinen und ich staunte über die Beharrlichkeit, mit der sie ihr Ziel zu erreichen suchte.

— — — — — — — — — — — — —

„Es war ein unvergleichlich schöner Märzabend. Ich ging an den Strand, um mich nach der Villa Charlotta rudern zu lassen. Als ich die Gondel bestieg, wurde mir ein fröhlicher Gruß zugerufen. Mich umsehend, gewahrte ich Senta. Sie saß, die Mandoline im Arm, in einer benachbarten Barke. Sie lachte mich an und sah so strahlend aus, wie ich sie noch nie gesehen. Sie erzählte mir erfreut, daß sie mit Fremden auf den See hinaus fahren solle, um zum Klange der Wogen heimische Volksweisen vorzuspielen.

„Während sie das sagte, erschienen die Fremden, zwei Herren

und eine Dame, begrüßten Senta und bestiegen die Gondel. Das Kind nickte mir noch zutraulich zu, dann stießen unsere Fahrzeuge fast gleichzeitig vom Lande ab.

„Eben ging die Sonne leuchtend unter und malte die schneeigen Berghäupter rings mit blutigem Finger.

‚Kennst Du das Land, wo die Citronen blühen?‘ erklang es traumhaft leise. Senta spielte. Ich sah mich nach ihr um, sie hatte den Kopf in den Nacken gebogen, die dunklen Märchenaugen schauten ungeblendet in das Flammenmeer der untergehenden Sonne.

„Unbewegt lag der See, die Nachen glitten glatt darüber hin. Ein dreister Mövenschwarm umkreiste das Fahrzeug, in dem die kleine Mailänderin saß. — Ich lauschte dem Spiel und schaute nach ihr, bis der Nachen meinen Blicken entschwand. — — — —

„Lange schlenderte ich durch den parkartigen Garten der Villa Charlotta. Ich war schon oft dort gewesen und hatte mir den Obergärtner zum Freunde gemacht, er erlaubte mir gern, die schönen Anlagen bei Mondenschein zu durchwandern. Als ich an die Heimkehr dachte, gab mir der Alte einen Strauß tiefroter Kamelienblüten mit. Ich hatte den Riesenbaum, der sie trug, schon oft bewundert. Als ich wieder in meine Gondel stieg, geschah das unter Schwierigkeiten.

„Trotzdem sich kein Lüftchen regte, war der See stürmisch bewegt und der kleine Nachen wurde wild hin und her geschleudert.

„Der Italiener, der mich herüber gerudert hatte, konnte das Fahrzeug nicht allein meistern, ich half ihm nach Kräften. Der Mond stand voll am Himmel und brach sich spiegelnd in den wild schäumenden Wellen.

„Anfangs ging es, wir ruderten mit den Wellen, erst wurde das Boot hoch gehoben, dann fiel es mit dem Kiel klatschend auf die Wogen. In der Nähe von Bellagio wurde die Fahrt gefährlich, weil wir die Wellen durchqueren mußten. Oft lag die Gondel ganz auf der Seite, zischend spritzte das Wasser hinein! Wir ruderten, daß uns der Schweiß von der Stirn perlte, sobald wir erlahmten, waren wir verloren. So lange die Gondel bewegt wurde, war die Gefahr minder groß. Unweit von Bellagio erblickte ich eine Barke, die förmlich auf den Wellen tanzte, man schien die Macht über sie verloren zu haben. Wir ruderten mit Anstrengung, um jener und dem Lande näher zu kommen, da! — eine mächtige Woge — wir lagen ganz auf der Seite — — — als wir wieder empor gehoben wurden, war das Fahrzeug verschwunden! — — —

Mein Schiffer hatte sich gleich mir danach umgesehen, jetzt deutete er mit dem Kopfe seitwärts. Dort trieb der Nachen umgestürzt, ein willkürliches Spiel der Wellen. Menschenleben waren in Gefahr! Wer konnte in der Gondel gewesen sein? Blitzartig durchzuckte mich ein Gedanke und machte mich schaudern: „Senta!“ Mit übermenschlicher Anstrengung ruderten wir. Vom Strande aus hatte man das Unglück bemerkt.

„Rettungskähne stießen ab, sie waren eher zur Stelle als wir und erreichten mit den Geretteten kurz vor uns das Ufer. Als wir ans Land stiegen, trug eben ein Schiffer ein Kind aus dem Boot und ließ es sanft auf den Sand gleiten. Voll schien der Mond auf das blasse, von schwarzen Locken umrahmte Gesicht. „Senta!“ — erregt schob ich die Leute zurück und kniete neben dem Kinde nieder. Mit verhaltenem Atem beugte ich mich über die Erstarrte! — — — Sie war — tot! — — — — — — — —

„Schweigend zerpflückte ich den Strauß, den mir der Gärtner gegeben und streute die Purpurblüten über das vom Mondenlicht umflossene blasse Kind.“ — — — — — — — — — — — —

Der Maler hatte geendet.

Klein Hannchen weinte still vor sich hin und die Buben sahen mit ernsten, scheuen Blicken nach der kleinen Italienerin auf dem Bilde. Nachdem Hannchen eine Weile leise geweint hatte, fragte es mit halb erstickter Stimme:

„Und sie war dans tot, Onkel?“

„Ganz tot, mein Liebling!“

„Und die anderen im Kahn?“ forschte Rolf.

„Sie kamen mit durchnäßten Kleidern davon!“

„Arme Senta!“ rief Heino mit ehrlichem Mitgefühl aus.

„Nun konnte sie den Eltern doch kein Denkmal erspielen!“ klagte Rolf.

„Nein Kinder, das konnte sie nicht und weil sie ihr edles Vorhaben nicht zu Ende führen konnte, hab' ich dort das Bild gemalt!“

„Onkel, Du wolltest?“ rief Heino mit glänzenden Augen.

Rolf sah nur erwartungsvoll zu ihm auf und Hannchen zupfte ihn wieder ungeduldig am Barte.

„Ich sprach schon mit einem Mailänder Bildhauer,“ erklärte der Maler, „der Preis, den das Gemälde einbringt, ist hinreichend zu einem Monument. Die kleine Mandolinenspielerin ruht neben ihren Eltern, ein Denkmal soll beide Gräber schmücken. Sentas Herzenswunsch wird erfüllt!“

Gott grüße dich!

Gott grüße dich! kein andrer Gruß
Gleicht dem an Innigkeit.
Gott grüße dich! kein andrer Gruß
Paßt so zu aller Zeit.

Gott grüße dich! wenn dieser Gruß
So recht vom Herzen geht,
Gilt bei dem lieben Gott der Gruß
So viel wie ein Gebet.

Julius Sturm.



Die Schlittenfahrer in den Vogesen. Das schöne Bergland der Vogesen, der alte deutsche Wasgenwald, der als ein Teil des oberrheinischen Gebirgssystems Deutschland von Frankreich scheidet, ist zu bekannt, als daß zu seiner Schilderung und zur Hervorhebung seiner Reize ein Wort verloren zu werden brauchte. Auf seinen Hängen, sowohl den nach Deutschland wie den nach Frankreich abfallenden, bietet ein eigentümlicher, nur dieser Gebirgsgegend eigener Erwerbszweig dem Auge des Wanderers eine Reihe höchst interessanter Erscheinungen dar, der der Schlittenfahrer oder „schlitteurs,“ wie sie in dem französisch redenden Teile des Landes genannt werden. Es sind das Wald- oder Holzarbeiter, denen die spezielle Bestimmung obliegt, das auf den Höhen gefällte Holz in die tiefer gelegenen Thäler herabzubefördern. Sie bedienen sich dazu, wie das ihr Name schon besagt, schlittenartiger Fahrzeuge. Die Schlittenfahrer bilden unter sich Genossenschaften, die sich gewöhnlich einem Unternehmer zur Verfügung stellen und den von diesem für einen bestimmten Transport oder eine Reihe solcher gezahlten Lohn unter sich verteilen. Jede Familie bewohnt an der Stelle, wo das Holz gefällt wird, eine Hütte für sich, die aus Holzscheiten und Verschalungsstücken errichtet wird; sie umfaßt nur ein einziges Gelaß, in dessen Mitte der zum Zubereiten der Speisen dienende kleine gußeiserne Ofen steht, fast das einzige Hausgerät, denn die aus aufgeschichtetem Tannenreisig hergestellten Lagerstätten sind hierzu kaum zu rechnen. Man schläft in seinen Kleidern wie die Tiere des Waldes, die ja auch ihren Pelz nicht wechseln. Man kann sich überhaupt nichts Armseligeres und Eintönigeres denken als die Lebensweise dieser Leute. Ein mitgebrachter Sack Kartoffeln muß für die nächste Zeit ausreichen; etwas Speck, Korn- und Schwarzbrot vervollständigt den Speisevorrat. Als Getränke dient fast nur Wasser. Von Zeit zu Zeit bringt ihnen eine Art von fliegenden Händlern ein Glas Kirschwasser; ein Bursche, dem ein stämmiges Grautier folgt, sorgt für die jeweilige Erneuerung des Brotvorrats. Sobald die Hütte errichtet ist, beginnt für den Schlittenfahrer die Arbeit, die jedoch noch nicht die eigentliche seines Berufes ist, denn bevor es zu dieser kommen kann, muß erst ein gutes Teil Vorarbeit geleistet werden. Zunächst handelt es sich darum, die Schlittenbahn für den Holztransport herzustellen, was keine Kleinigkeit ist, denn dazu muß die ganze Gegend, der Strich und der Abfall der einzelnen Gebirgszüge auf das sorgfältigste studiert werden. Die Bahn muß so zu liegen kommen, daß sie fortlaufend eine geneigte Ebene bildet, auf der das Fahrzeug ruhig fortgleiten kann, ohne daß ein Ziehen desselben erforderlich oder an irgend einem Punkte seine Bewegung zu sehr beschleunigt wird. Es muß daher eine ganze Menge von Umwegen beschrieben, jeder steile Thalabsturz vermieden, Wasserfälle umgangen und Hindernisse aller Art überwunden werden, bevor das Ziel erreicht werden kann. Ist die Linie einmal bestimmt, so beginnen die Arbeiter mit dem Verlegen der Schlittenbahn, die wie eine endlose, auf die Erde niedergelegte Leiter aussieht; Baumstämme bilden die Leiterbäume, die mit Einkerbungen versehen werden, damit die Sprossen hineingenagelt werden können; zwei Reihen von Pflöcken halten dann das Gestell an der Stelle fest, die es einnehmen soll. Wo eine Einbuchtung, eine Schlucht oder ein Gebirgswasser zu überschreiten ist, giebt man der Bahn Stützen durch Holzblöcke oder senkrecht eingerammte Pfähle, so Brücken und Viadukte bildend. Die erforderlichen Materialien werden von den Besitzern der abzuholzenden Waldstrecken geliefert. Ist die Bahn verlegt, so gehen die Schlittenfahrer an die Herstellung ihrer Schlitten, wobei sie ihr besonderes Augenmerk auf die richtige Auswahl des Holzes richten, denn die Schlitten müssen trotz der ganz erheblichen Last, die sie zu tragen haben, leicht sein, weil sie von den Schlittenfahrern, wenn die Ladung abgesetzt ist, auf dem Rücken zurücktransportiert werden müssen. Den beiden Schleifhölzern der Schlitten, die in direkte Berührung mit der Bahn kommen, giebt man einen sohlenartigen Ueberzug aus Holzbändern, die ersetzt werden, wenn sie durch die Reibung abgenutzt oder glühend geworden und ins Verkohlen geraten sind. Da die Schlittenbahnen oft eine Länge von 4 bis 8 Kilometer haben, so werden die Schlitten, damit die Fahrt nicht zu oft gemacht zu werden braucht, ziemlich erheblich belastet, weshalb sie, wenn sie über die Bahn gleiten, ein entsetzliches Geknirsche hervorbringen, das kilometerweit vernehmbar ist. Wenn der Untergrund nicht die erforderliche Neigung hat, muß der Schlittenführer, der stets vorn auf seinem Schlitten sitzt, seine ganze Kraft zusammennehmen, um sein Fahrzeug vorwärts zu bringen; hat der Boden den erforderlichen Fall, so hält er es zurück und lenkt es dadurch, daß er seine Füße gegen die Leitersprossen stemmt, denn der Schlitten hat das natürliche Bestreben, die ihm gegebene Anfangsgeschwindigkeit zu beschleunigen. Sobald eines der Kniee des Schlittenführers aus der richtigen Lage weicht, sobald sein Schuh eines der Querhölzer übergleitet, gerät der arme Bursche in die größte Gefahr; der Schlitten geht über ihn weg, und die Folge sind Körperverletzungen der schrecklichsten Art; oft werden ganze Gliedmaßen vom Körper abgerissen oder bleiben nur an zerfetzten Muskelbünden hängen. Da der Verwundete auf ärztliche Hilfe nicht rechnen kann, weiß er, daß sein letztes Stündlein geschlagen hat, und mit der mutigen Ergebenheit eines Mannes, der an das Dulden gewöhnt ist, fügt er sich in das traurige Verhänguis, das einem Leben voll Mühe und Not ein Ziel setzt. (Schluß folgt.)

Professar v. Pettenkofer †. Wie unsern Lesern aus den Tageszeitungen bekannt, ist der Meister der Hygiene, Geheimerat Prof. Dr. Max v. Pettenkofer, einem dunklen Geschick, einem schweren Seelendrang unterliegend, vor-

zeitig aus dem Leben geschieden. Ueber Pettenkofers äußeren Lebensgang sei hier nur mitgeteilt, daß er am 3. Dez. 1818 auf der Einöde Lichtenheim bei Neuburg a. d. Donau geboren wurde, in München Medizin und Naturwissenschaften studierte, dann in verschiedenen chemischen Laboratorien (München, Würzburg, Gießen) arbeitete und, nachdem er eine Zeit lang chemischer Assistent an der Kgl. Münze in München gewesen, 1847 zum außerordentlichen und 1853 zum ordentlichen Professor der medizinischen Chemie daselbst ernannt wurde. Auf seinen Antrieb wurden 1865 an den bayrischen Landesuniversitäten eigene Lehrstühle für Hygiene errichtet und derjenige in München ihm übertragen. Im Jahr 1873 war Pettenkofer, dessen 1854 begonnene Untersuchungen über die Verbreitungsart der Cholera von größter Tragweite gewesen sind, Vorsitzender der vom Reichskanzleramt eingesetzten Cholera-Kommission. Bekannt sind die Versuche, die er anläßlich der Cholera-Epidemie in Hamburg im Jahr 1892 unter Hintansetzung des eigenen Lebens mit freiwilliger Infizierung durch Cholerabazillen an sich selbst anstellte, um seine übrigens von anderer Seite mit triftigen Gründen angefochtene Theorie zu beweisen, wonach die Ansteckung bei der Cholera nicht einfach vom Cholerakranken, sondern von der Choleralokalität ausgehen sollte. Im Jahr 1883 erhielt Pettenkofer den erblichen Adel, 1889 wurde er Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften. Letzteres Ehrenamt legte er im Jahr 1899 nieder. Seine Lehrthätigkeit an der Universität hatte er schon 1894 aufgegeben.



Neue Wendung.
Freier: „Aber Fräulein Clementine, weshalb sind Sie auf einmal so kühl mir gegenüber und weisen meinen ehrlichen Antrag zurück? Mir scheint, Sie haben sich sehr zu meinem Nachteil verändert!"

Die transportable, schmalspurige Feldbahn. Unter den Fortschritten der Neuzeit auf militärischem Gebiet nimmt die Einrichtung der transportablen Feldbahn einen hervorragenden Rang ein; ihr fällt die Aufgabe zu, Munition, Kleider, Nahrungsmittel und so weiter rasch herbeizuschaffen. Da nun die einzelnen Teile, wie eiserne Schwellen, Schienen, Transportwagen sowie auch die kleinen Lokomotiven fix und fertig wie im Baukasten des Knaben vorrätig sind, so geht das Legen der Schienen verhältnismäßig sehr rasch von statten. Die schmalspurige Feldbahn benutzt meistens zwei Lokomotivchen für einen Zug. Auf unserm Bilde sieht man eine derartige schmalspurige Feldbahn, quer durch einen Acker gelegt, mit Munition beladen.



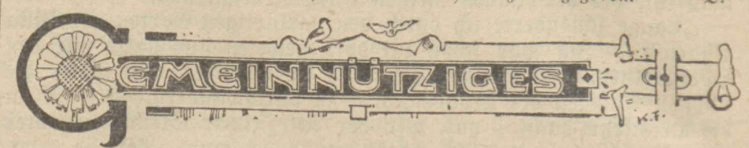
Vor Gericht. Richter (zu einem Zeugen): „Nicht wahr, der Angeklagte wollte Sie veranlassen, die Sache zu verheimlichen? Mit was wollte er Ihnen den Mund stopfen?" — Zeuge: „Mit einer Klafter Buchenholz!"

Raffiniert. „Wie haben Sie es nur angestellt, daß Ihr von der ganzen Verwandtschaft umschmeichelter Erbonkel gerade Sie zu seinem Universalerben eingesetzt?" — „Ich schickte ihm acht Tage vor seinem Tode die Broschüre: Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern."

Zarter Wink. Einjähriger: „Sammeln Sie etwa abgeschnittene Cigarrenspitzen, Herr Unteroffizier?" — Unteroffizier: „Jawohl; das übrige kann aber auch noch daran sein."

Eine Abbitte. Jean Paul saß in einer Gesellschaft neben einer jungen Dame, der er in Folge einer übellaunigen Stimmung sehr wenig Aufmerksamkeit schenkte. Die Dame war zufällig, ohne ihn persönlich zu kennen, eine begeisterte Verehrerin seiner Werke. Da wurde plötzlich die Gesundheit des Dichters ausgebracht, und lebhaft ergriffen wandte sich die Dame mit den Worten an ihn: „Wie, Sie sind wirklich der Mann, dessen Werken ich die erhebendsten Stunden verdanke?" — Beschämt küßte ihr Jean Paul die Hand und sagte: „Ja, ich bin der Verfasser der „Flegeljahre," aus denen ich Ihnen vorhin eine Probe zum besten gegeben!" K.

Gesellen-Duell. Im Mittelalter galt bei den Schuhmachergesellen oder „Schuhknechten" eine besondere Duellordnung. Wenn einer von einem andern durch Schimpf-, Schmäh- oder Scheltworte beleidigt worden war, so fiel er nicht sofort über ihn her, sondern sandte zwei „Schuhknechte" in seine Werkstatt und ließ ihm andeuten, er möchte wissen, was er mit ihm vorgehabt, er warte auf ihn in der Herberge und wenn jener ein „braver Kerl" wäre, so würde er kommen. Kam der Betreffende nicht, so arbeitete kein Geselle mehr mit ihm, er war für ehrlos erklärt. Kam er aber in die Herberge, so forderte ihn der andere auf drei Gänge nach „Schuhknechtsmanier". Es wurde ausgemacht, daß keiner sich unterstehen sollte, „in währendem Schlagen ein Messer zu-zucken, einen heimlichen Griff oder Biß zu thun, sondern, wie einem braven Schuh-Knecht zustehet, sich zu wehren." Darauf streiften sie die Aermel am Hemde zurück, steckten die Haare unter einen Kopfriemen, vier Altgesellen nahmen vier Stecken, welche man „Schreib-Hölzer" nannte, und stellten sich zwei oben, zwei unten in die Stube, die Stecken hielten sie vor, daß keiner zum andern konnte, bis sie dieselben hoch hielten, dann frugen sie mehrmals, ob man Versöhnung begehre, und wenn eine verneinende Antwort erfolgte, ließen sie die Duellanten zusammen. Nun begann eine regelrechte Prügelei. Fiel dabei einer zu Boden, so sprangen die „Sekundanten" hinzu und duldeten nicht, daß noch ein Schlag ausgeteilt wurde; waren sie wieder aufgestanden, wechselten sie ihre Plätze, man ließ ihnen Zeit zum verschnaufen, dann erfolgte der zweite, der dritte „Gang". Waren alle drei „Gänge" vorbei, so gaben sie einander die Hände und frugen sich gegenseitig, ob jetzt einer den andern für einen braven und ehrlichen „Kerl" hielte. Bei bejahender Antwort tranken sie sich zu und waren wieder gute Freunde. Freilich lief dabei manchem das Blut aus Mund und Nase und dem anderen war wenigstens das Hemd zerrissen. Bei der nächsten Versammlung aber mußten beide vor offener Lade erscheinen und jeder 1/2 Reichsthaler Strafe zahlen, baten sie aber um Gnade, so wurde ihnen ein Ortsthaler zurückgegeben. D.



Das Heraufwürgen von Schleim morgens nach dem Aufstehen. Das Heraufwürgen von Schleim morgens nach dem Aufstehen, das bei so vielen, namentlich männlichen Personen sich findet, rührt vornehmlich von chronischem Magen- und Rachenkatarrh her und ist sehr häufig Folge fortgesetzten reichlichen Spirituosen- und Tabaksgenusses. Daraus ergiebt sich als erste Forderung eine erhöhte Mäßigkeit bezüglich dieser Genußmittel. Außerdem empfiehlt sich als Mittel gegen den Magenkatarrh und die damit verbundenen Erscheinungen eine fortgesetzte Kur von Karlsbadersalz, von welchem jeden Morgen nüchtern ein Kaffeelöffel in einem Viertelliter warmem Wasser zu nehmen ist.

Gebackenes Fleisch. Uebrig gebliebenes Fleisch jeder Art wird in Scheiben geschnitten und etwas gesalzen; dann werden vier Kochlöffel Mehl mit zwei ganzen Eiern, dem nötigen Salz, ein Eßlöffel zerlassener Butter und der erforderlichen Milch zu einem glatten Teig angerührt, der etwas stärker als Pfannkuchenteig sein muß, damit er an den Fleischstückchen hängen bleibt, kehrt diese darin um, läßt ein Stückchen Schmalz in der Pfanne heiß werden und bäckt die Fleischstückchen auf beiden Seiten schön gelb. Man gibt grünen oder Kartoffelsalat dazu.

Gemüsegarten. Der Monat März ist eigentlich der erste, in welchem man auf die Arbeit im Freien rechnen darf, und oft müssen alle Arbeiten der früheren Monate auf diesen verschoben werden. Da sich die Arbeiten in diesem Monat schon mehr zu häufen beginnen, die Witterung aber oft, ebenso wie im April, sehr unbeständig ist, so muß umsomehr jeder schöne Tag, selbst jede Stunde benutzt werden, etwa noch rückständige Arbeiten nachzuholen. Die angelegten Mistbeete für Salat, Radieschen, Karotten u. s. w. müssen, da die Sonne jetzt schon mehr zu wirken beginnt, reichlich und fleißig gelüftet, und so oft die Erde trocken, mit etwas überschlagenem Wasser begossen werden. Von Erbsen, Karotten und Spinat kann man eine zweite Aussaat im Freien machen. Außerdem säet man alle Suppen- und Gewürzkräuter, Salat, Möhren, Pastinaken, Cichorien, Salatbeete, Hafer-, Zucker- und Petersilien, Sommer- und Winterzwiebeln, Porree, Schnittsalat, frühen und mittelfrühen Kopfsalat, Radies, gelben Wiener Rettig, weißen und grünen Sommerrettig, sowie Zuckererbsen. Man teilt und pflanzt Schnittlauch, Thymian, Winterzwiebeln, Sellerie, legt Meerrettig, Sauerampfer, Pimpinelle u. s. w. um. Die Erdbeeren verpflanzt man auf die im Herbst vorbereiteten, gut gedüngten Beete oder als Einfassung der Rabatten. Alle Beete, mit überwinterten Gemüsen, wie Salat und Spinat, werden behackt. Neue Spargelbeete können nun angelegt (diese Arbeit kann nötigenfalls noch bis Johanni vorgenommen werden) und die alten müssen umgegraben, und, wo nötig, aufgefüllt werden. Will man frühzeitig Spargel im Freien haben, so muß man spätestens in diesem Monat mit dem Treiben beginnen.

Homonym.

Wer's hat, der sei zufrieden,
Nicht jedem ist's beschieden.
Wer's gerne giebt den Armen,
Hegt Mitleid und Erbarmen.
Und, wer es weiß, versteht und kann,
Der ist ein wohlgeschätzter Mann.
Julius Falck.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8. Eine Stadt im nordamerikan. Staat Oregon.
1 3 6 4 2. Eine Stadt in Italien.
2 1 6 5. Ein Edelstein.
3 2 2 7. Ein preußischer Minister.
4 6 4 6 3. Ein russischer Unterthan.
5 2 7 8 2 7. Eine Weltstadt.
6 1 2 5 5 2. Ein Gott.
7 6 4 6 5. Ein südostafrikan. Küstenland.
8 2 3 1 6 4. Eine russische Universität.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben 1—8. P. Klein.

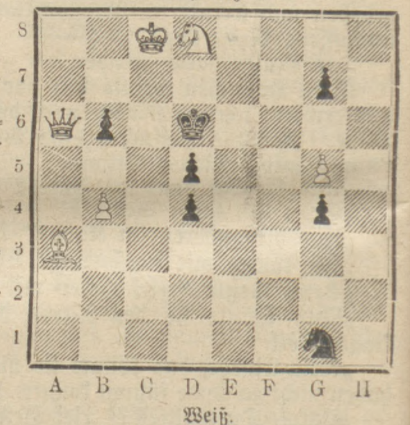
Schachlösungen:

Nr. 2. D e 5—h 2 e 4—e 3
L g 4—f 5 † etc.
Nr. 3. T d 1—d 4 K e 5—e 6
T d 4—e 4 ‡

Problem Nr. 4.

Von M. Kerschbaum.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Homonyms: Schatten — Des Logogriphs: Saum, Salm. — Des Palindroms: Kiel, Keil. — Der Charade: Sommernachtstraum.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.